

(Nachdruck verboten.)

19)

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Tante Nan fuhr in der Erzählung fort:

„Wollen Sie mich wegen ungebührlichen Lärmens in Gast nehmen?“ schrie Großvater, riß dem Vikar das Rohr aus der Hand und schlug ihn damit über die Brust. „Verhaften Sie mich jetzt,“ sagte er. Dann wankte und stolperte er an meinem Arme zur Kirche hinaus, und hielt sich im Vorbeigehen an den Thürnen der leeren Kirchstühle fest.“

Philipp ging diesen Abend mit brennenden Augen und hämmernden Pulsen zu Bett. Er hatte ein Entdeckung gemacht, vor der er erbebt. Er stand gerade da, wo vor ihm sein Vater gestanden hatte; er war im Begriff, das zu thun, was sein Vater gethan, und lief Gefahr, des Vaters Geschick zu erleiden! Wo war sein Kopf, daß er noch niemals daran gedacht hatte?

Es war hart — es war schrecklich! Jetzt, da es ihm frei stand, das Mädchen zu lieben, erkannte er erst, was diese Liebe für ihn bedeutete. Er war aber jung und empörte sich; er kämpfte und wollte nicht ruhig überlegen. Das Mädchen blieb diese Nacht Siegerin in seinem Herzen, und er legte sich nieder und schlief.

Am nächsten Morgen aber sagte er sich schauernd, es wäre ein Glück, daß er noch nicht zu weit gegangen sei. Ein Schritt weiter, alles Elend im Leben seines Vaters hätte sich in seinem eignen wiederholen können. Noch war nichts gesagt, nichts gethan, und er beschloß, nicht wieder nach Sulby zu gehen.

XIV.

Diese Gemütsstimmung hielt bis zum Mittage an; dann aber schlich sich ein verkleideter Plänkler der Liebestruppen in sein Herz ein. Er erinnerte sich seines Versprechens, am nächsten Sonntag zu kommen, und bedachte, daß es unziemlich sein würde, die Bekanntschaft zu plötzlich abzubringen, damit die einfachen Leute nicht etwa dächten, er habe es nur Petes wegen vier Jahre lang mit ihnen ausgehalten. Wenn aber der Sonntag vorüber war, wollte er neue Wege einschlagen.

Er fand Rätthe auf eine Art und Weise gekleidet, wie nie zuvor. Statt des losen roten Leibchens und dem Sommerhut, der Schürze und dem faltigen Unterrock trug sie ein eng anschließendes dunkelgrünes Hauskleid mit Spitzenkragen. Die Veränderung war unbedeutend, aber der Unterschied groß. Sie sah nicht schöner aus, doch mehr wie eine Dame.

Es war Sonntagabend und die Mank-Fee geschlossen. Cäsar und Grannie waren im Bethaus, Nancy Joe lockte Hafermus zum Abendessen und Rätthe und Philipp unterhielten sich. Das Mädchen war stiller, als Philipp es jemals gesehen, zurückhaltender, leichter erröthend; die alte Stechheit in Wort und Blick war wie verschwunden. Sie sprachen von Erfolg und Gelingen, und sie sagte:

„Wie gerne würde ich mich wie Sie durchs Leben schlagen! Eine Frau kann aber nichts thun, um sich vorwärts zu bringen. Ist das nicht hart? Da, wo sie geboren ist, muß sie ihr Lebtage bleiben. Sie kann sehen, wie ihre Brüder emporkommen, und vielleicht auch ihre Freunde, sie selbst aber muß unten bleiben. Ist das nicht jammervoll! Nicht etwa, weil sie verlangt, reich oder groß zu werden. Nein, das nicht; sie möchte nur nicht hinter denen zurück bleiben, die sie liebt. Das muß sie aber, und zwar nur, weil sie ein Weib ist. So ist es wenigstens allenthalben auf der Insel Man. Ist das nicht grausam?“

„Vergessen Sie aber nicht doch etwas dabei?“ warf Philipp ein.

„Und was?“

„Wenn sich eine Frau auch von selbst nicht erheben kann, weil ihr die Thore des Lebens verschlossen sind, so ist es doch einem Manne stets möglich, sie zu erheben.“

„Einem, der sie liebt, meinen Sie, der sie auf seine Höhe erhebt und mit sich emporzieht, wenn er steigt?“

„Warum nicht?“ fragte Philipp.

Rätthens Augen strahlten wie Sonnenschein. „Das wäre köstlich,“ sagte sie leise. „Wissen Sie, daß ich an so etwas nie gedacht habe? Wenn mir das aber geschähe, würde ich es allem andern vorziehen. Ihm immer zur Seite und alles nur durch ihn. O, das wäre herrlich!“

Und sie staunte mit zaghafter Freude zu dem Erfindungsreichen empor, der hieran gedacht hatte, wie zu einem übernatürlichen Wesen.

Cäsar und Grannie kehrten zurück, beide in fürchterlichem Sonntagsausputz. Nichtsdestoweniger blieben Cäsars Augen, nach der ersten Begrüßung Philipps, auf Rätthens ungewöhnlichem Anzuge haften.

„Solch' weltlicher Puz,“ murkte er, das Mädchen durch die ganze Küche verfolgend, indem er seine schwarzen Handschuhe aufblies. Diese Sorge für den elenden Körper, der eines Tages ins Grab gesenkt wird. Was sagt die heilige Schrift? — Leg' meinen großen Hut auf das reine Wandbrett, Nancy — Solcher Schmutz soll nicht auswendig sein mit Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens —“

„Du lieber Himmel, Vater!“ — sagte Grannie, ihre Haare bindend, die wie eine Taucherglocke aussah. „Wenn es darauf anläme — was sagt der Prophet Jeremias? Vergifftet doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht.“

„Sie kann ihn wohl vergessen, wenn sie keinen hat,“ sagte Cäsar. „Aber mag sein, daß der Prophet die Mütter nicht kannte, die heutzutage Mode sind.“

„Still, Mann! Mädchen sind wie Vögel und die Art erkennt man an den Federn!“ sagte Grannie.

„Von wem hat sie sie dann? Gewiß nicht von mir,“ sagte Cäsar.

„Nein, wahrhaftig nicht, Mann,“ lachte Grannie, „wenn man in Betracht zieht, wie sauber und schmutz sie ist.“

„Schweig still, Frau, das wird Dir besser anstehen,“ sagte Cäsar.

Philipp erhob sich, um anzubrechen. „Sie haben noch Zeit genug,“ rief Cäsar. „Ich wollte mit Ihnen noch von einem Geschäft sprechen.“

Einige Fischer aus Ramsay waren am Sonnabend da gewesen. Der diesjährige Ertrag war schlecht gewesen, und sie erhoben mit lauter Stimme Einspruch gegen die Fischer mit Schlepptreihen, die den Laich vernichteten. Cäsar hatte für nächsten Sonnabend eine Zusammenkunft von Leuten aus Ramsay und Peel in seinem Hause vorgeschlagen und Philipp als Advokaten empfohlen, um mit ihnen über die besten Mittel zur Bekämpfung der Feinde der Seringe zu beraten. Philipp versprach, sich einzufinden, und ging dann zu Tante Nan.

„Tante,“ sagte Philipp, „glaubst Du nicht, daß das tragische Schicksal im Leben des Vaters nur etwas Zufälliges war? Ich meine, nur auf der Besonderheit des Charakters meiner armen Mutter und meines Großvaters beruhend. Wenn zum Beispiel der eine weniger stolz und abgeschlossen, oder die andre fähiger gewesen wäre, sich mit ihrem Gatten zu erheben . . .“

„Nein, Philipp — die Tragödie hatte einen tieferen Grund. Laß mich Dir eine Geschichte erzählen,“ sagte Tante Nan und legte ihr Buch hin. „Drei Tage nachdem Dein Vater Ballawhaine verlassen hatte, flüsterte mir die alte Lene, die Hausmagd, beim Abendessen zu, daß jemand mich im Garten zu sprechen wünschte. Es war Thomas. O Gott! Es war schrecklich, ihn wie einen Fremden im Dunkeln außen vor der Küchenthüre stehen zu sehen, während er doch der Erbe von allem hätte sein sollen.“

„Armer Vater!“ sagte Philipp.

„Still, Mädchen, tritt aus dem Licht“, flüsterte er. „Oben in meinem Pult liegt eine Börse mit etwa zwanzig Pfund; hole sie, Nan, hier hast Du den Schlüssel.“ Ich wußte, wozu er das Geld wollte, aber ich konnte nicht anders. Ich holte die Börse und legte ihm noch zehn Pfund von meinem Ersparten hinein. „Mußt Du es thun?“ fragte ich. — „Ich muß“, antwortete er. — „Vater sagt, daß jedermann Dich wegen dieser Heirat verachten wird“, sagte ich. — „Besser, als wenn ich mich selbst verachten müßte, erwiderte er. — „Aber er nennt es moralischen Selbst-

mörd," fuhr ich fort. — „Das ist besser als moralischer Mord," sagte er. — „Er kennt die Insel," warf ich ein, „und auch Du kennst sie, Tom, wie ich sie kenne. In einem so kleinen Lande, wie dieses, kann sich niemand nach einer solchen Heirat aufrechterhalten.“ — „Um so schlimmer für das Land," sagte er, „wenn es die Ehre eines Mannes schändet, nur weil er ehrenhaft handelt“.

„Vater war ein rechtschaffener Mann," unterbrach sie Philipp, „durch und durch ein Ehrenmann, das ist keine Frage“.

„Sie muß ein liebes, gutes Mädchen sein, und Deiner wert, sonst würdest Du sie sicher nicht heiraten," sagte ich zu Deinem Vater; „bist Du aber auch sicher, glücklich zu werden und sie glücklich zu machen?" — „Wir werden einander angehören, und es ist unsre eigne Sache," erklärte Dein Vater.“

„So ist es," sagte Philipp.

„Doch wenn schon jetzt ein Unterschied zwischen Euch besteht, so wird er schwerlich geringer sein, wenn Du wirklich der große Mann geworden bist, als den wir Dich eines Tages zu sehen hoffen!" — „Ein Mann denkt nicht immer nur an sein Fortkommen," antwortete er.

„Vater war damals schon ein großer Mann, Tante," fuhr Philipp auf.

„Er war erschüttert und ich schämte mich, konnte aber doch nicht umhin, fortzufahren. „Ist es mit der Heirat schon zu weit gegangen?" fragte ich. — „Es ist zwischen uns noch niemals davon die Rede gewesen", sagte er. — „Dein Vater ist alt und wird nicht lange mehr leben", stellte ich ihm vor.

„Er verlangt, daß ich mich wie ein Schurke benehme", antwortete er. — „Wieso denn, wenn das Mädchen noch kein Recht auf Dich hat?" sagte ich, und er schwieg. Ich näherte mich jetzt dem Fenster. „Sieh," flüsterte ich, „er ist jetzt im Lesezimmer. Wir wollen ihn überraschen. Komm!"

Aber es sollte nicht sein. Ein Tabaksgeruch kam durch die Luft, und man hörte Fußtritte im Gras. „Wer ist da?" fragte ich. „Wer sollt es sein", rief Dein Vater, „als immer derselbe Späher. Aber ich werd' es dem Schleicher schon noch eintränken, daß ihm Hören und Sehen vergeht. — Es hilft nichts, Mädchen," stieß er dann heiser hervor und stierte in die Dunkelheit hinein, „sie treiben mich ins Verderben." — „Still," sagte ich und legte ihm die Hand auf den Mund — sein Atem glühte wie Feuer. Doch es war alles umsonst. Drei Tage darauf war er verheiratet.“

Philipp sagte den Entschluß, Käthe nicht mehr zu sehen. Er mußte zwar nächsten Sonnabend nach Sulby zur Zusammenkunft mit den Fischern, das war jedoch nur ein Geschäftsgang und er brauchte ihn nicht zu einem Freundschaftsbesuche zu machen. Die ganze Woche hindurch hatte er das Gefühl, als ob ihm das Herz bräche, doch war er entschlossen, seine Gefühle zu überwinden.

XV.

Am Sonnabend war Philipp schon zeitig in Sulby. Die Schenkstube wimmelte von Fischern in wolleuen Jacken, Wasserstiefeln und Matrosenkappen. Sie waren alle auf den Füßen, und wanden sich durcheinander wie große Meerqaale auf dem Quai, mäßig trinkend, viel rauchend, auf die Fische schlagend und alle auf einmal sprechend. — „Was habt Ihr vor Euch gebracht, Will?" — „Nur grad genug, mir Teufel und Leichenbeschauer vom Leibe zu halten — aber mehr nicht." — „Wo ist Tom Dug?" — „Fort, nach Australien." — „Ist Jakob auch mit hinüber?" — „Er ist nach Cleveland fort." — „Alle jungen Burschen von hier scheinen, mein' Seel', außer Landes zu gehen." — „Wir werden's über kurz oder lang samt und sonders thun müssen, wenn den Schleppnetzfishern aus dem Süden nicht das Handwerk gelegt wird.“

Philipp trat ein und wurde mit Wohlwollen und derber Höflichkeit aufgenommen, doch gab keiner von seiner Freiheit, zu reden und sich zu behagen wie er wollte, das geringste auf. Das Aufschlagen mit den Fäusten und das Geschrei war so laut wie vorher. „Wenden wir uns an den Generaleinnehmer." — „Wozu? der ist ein altes Weib und gloßt einen so dumm an wie ein Meerfals." — „So wollen wir zum Bischof gehen?" — „Zu dem überünchten Methodist, der 'ne Seele hat, die nicht größer ist als eine getrocknete Erbsen?" — „Der Gouverneur ist der rechte Mann für Euch," sagte Philipp durch den Lärm hindurch. „Er kommt nächsten Sonnabend wegen der haultichen Veränderungen nach Peel-Castle. Seht zu, daß an dem Tage alle mantischen Fischer, die glauben, die Schleppnetzboote

richten den Fischfang zu Grunde, dort zur Stelle sind. Tragt dann Eure Klage dem Manne vor, dessen Pflicht es ist, alle derartigen Mißstände zu untersuchen, und wenn ihr dazu einen Sprecher braucht, so bin ich bereit, Eure Sache zu führen.“ — „Bravo!" — „Das ist das Richtige!"

Damit war die Zusammenkunft zu Ende. Die Leute fingen nun an, sich allerlei zu erzählen vom Fischfang der Woche, von Schmugglern, Methodisten und Mäßigkeitsvereinlern; Philipp aber steuerte nach der Thür hin. Dort angekommen, überlegte er jedoch, daß er César und Grannie gute Nacht sagen mußte, da er nun einmal im Hause war. Es würde kaum anständig sein, es zu unterlassen. Weshalb sollte er die Leute vor den Kopf stoßen? Man kann doch wenigstens höflich sein. Jedenfalls kostet es nichts. So zog ihn eine unwidderstehliche Gewalt unter dem Vorwand der Höflichkeit wieder in Käthens Gesellschaft. Von morgen an sollte das aber anders werden.

„Fühle mich sehr geehrt, Mr. Philipp", sagte César.

„Das Wasser summt im Kessel, mache doch Mr. Philipp eine Tasse Thee, Nancy," sagte Grannie.

César saß mit dem Rücken gegen den Glasverschlag und that, als läse er in einer großen Bibel, die auf seinen Knien lag, während er mit beiden Ohren und offenem Munde auf die weltlichen Geschichten lauschte, die in der Schänkstube erzählt wurden. Käthe war nicht in der Küche, aber ein Buch lag mit der aufgeschlagenen Seite nach unten auf dem Stuhl nach der Torrkammer.

„Was ist das?" fragte Philipp. „Ein französisches Uebungsbuch! Wem kann das wohl hier gehören?"

„Natürlich der Kitty," sagte Grannie, „und sie ist Abend für Abend so beschäftigt damit, daß man kaum ein Wort mit ihr sprechen kann.“

„Eitelkeit, Herr, Eitelkeit, nichts als Eitelkeit," sagte César und horchte wieder gespannt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Selbst die „Kreuz-Zeitung" hatte am Pfingstsonnabend kühleres Wetter mit Niederschlägen, bisweilen auflärend, verklärt. Als ich das gelesen, gab ich die Hoffnung auf: Wenn auch dieses, dem Himmel besonders nahestehende, freilich nicht einmal bisweilen auflärende Organ, Niederschläge weisagt, so wird es wohl wahr sein. Uebrigens was nützt uns das ganze Parteiwesen, wenn doch alle Blätter die gleichen Wettervorhersagen bringen!

Am Pfingstsonntag, so zwischen 6 und 7 Uhr morgens, hingen denn auch die Wollen tief über das heilige Menschenrecht der Pfingstausflüge hinab. Indessen, es regnete nicht. Ich muß aber gestehen, daß ich zu der Gattung der Dickköpfe gehöre: Ich verlange zwar nicht, daß das Wetter auf den bürgerlichen Kalender Rücksicht nimmt, aber ich fordere von jedem charaktervollen Staatsbürger, daß er seinerseits auch sich dem Wetter nicht unterordnet. Um sieben Uhr war richtig die ganze Welt in eine Kaltwasserheilanstalt verwandelt: vom Kopf bis zur kleinen Zeh standen für jeden Körperteil „Güsse" zur beliebigen Verfügung: Grund genug, daß ich meinen in weitesten Kreisen durch seine zierliche Anmut und moderne Eleganz rühmlichst bekannten Ledermantel umhing und den Ausflug programmmäßig zu eröffnen beschloß.

Meine Frau, das schwöre ich, bietet nur höchst selten Medusenbilde auf; an diesem Pfingstmorgen aber übertraf sie die Medusa. Als ich meinen Hut aufsetzte, erklärte sie, sie werde den über uns wohnenden Arzt rufen. Und als ich die Thür öffnete, sprach sie von der Notwendigkeit, mich zu entmündigen. Nein, um ganz aufrichtig zu sein, sie äußerte sich noch bedeutend unhöflicher und direkter. Kennt Ihr das aus den Tiefen der deutschen Volksseele gequollene Lied: „Du bist . . . mein Kind, Du mußt nach Berlin?" So volkstümlich wurde sie!

Da entschloß ich mich, als einsamer, unverständener Mann, in die kühl niederschlagende, bisweilen auch auflärende Natur allein hinauszuwandern. Kaum war ich draußen, lief mir ein Wesen weiblichen Geschlechts nach; es war etwa sechs Jahre alt, und stellte sich bei näherer Prüfung als meine älteste Tochter heraus, die, was meine Leser vielleicht noch nicht wissen, schon bis Hundert zählen kann. Sie schleppte mühsam im linken Arm einen vollgepackten Rucksack und ihre schlendenden Augen waren fast noch feuchter als ihr Haar, als sie bettelte:

„Nimm mich mit!"

Ich aber, der Dickkopf, benehme mich geradezu hummisch:

„March, zurück!"

„Aber, Bibi, kommt auch noch!"

In der That, da kam auch der Junge. Binnen einer halben Minute war er bis aufs Hemd durchnäßt. Jetzt nahm ich eine drohende Haltung ein, riß die Augen auf und schrie:

„Wenn man sich vor dem bösen Regen fürchtet, braucht man nicht mitzukommen. March zurück!"

Das war ja nun freilich äußerst unlogisch; denn die beiden hatten doch gerade bewiesen, daß sie auch vor Wollenbrüchen nicht zurückschreckten. Aber meine Bemerkung verfehlte ihren Eindruck nicht. Die Ärmsten duckten sich und trollten klagend zurück. Zu Hause haben sie dann, gutem Vernehmen nach, 65 Minuten lang außerordentlich energisch gehandelt.

Ich aber, der einsame Mann, zog finsternen Angesichts in das unendliche Reich der Niederschläge hinaus. Der Zug war fast leer. Ich bemerkte nur noch eine Gruppe von fünf handfesten Männern, ihrer Ausrüstung nach unternahmen sie eine Nordpol-Expedition. Sie befehlten mich aber, daß sie den Rauchsclub „Durch Dick und Dünn“ darstellten. Außerdem legten sie einen körperlichen Eid darauf ab, daß die Havel die Wetterscheide bilde.

In Neu-Babelsberg glaubte ich noch nicht an die Wetterweisheit der fünf Pfingstfelden; denn der Regen zog gerade Blasen. Aber in Potsdam erschien wahrhaftig schon jene berühmte blaue Trosthohe am Himmel, die das Wahrzeichen der Aufklärung ist. Und als ich in Wildpark landete — der Ausdruck ist angefüllt der vielen Feuchtigkeit durchaus angemessen —, da brach die Sonne wie ein lustiger Sonntagssonne tollend durch das Wollenbett.

Der Dicklopf schmolz in Mürung. Ich sandte ein Telegramm an die ferne, schnell verlassene Heimat: „Erwarte Euch Wildpark.“ Am die Weisheit feierten wir ein tief ergreifendes Familienfest des Wiedersehens. Wir hatten uns doch gefunden, die Frau, die Kinder, das Mädchen, der Knack und ich. Und um die ungläubige, aber wahre Pointe gleich vorweg zu nehmen: An diesem Tage spürten wir keinen Regentropfen mehr!

Zunächst veranstalteten wir eine kleine Generalprobe, um die Haltbarkeit des Wetters zu prüfen. Wir wanderten durch den Park von Sanssouci nach Potsdam. Nirgends ein Mensch. Diese junge Frühlingsblütenfrische — niemals zuvor war das Wäldchen so endlos, und das nennt man schlechtes Wetter! — gehörte uns, und all die Monstre-Frühlingszerte der Vögel in den Büschen waren uns gewidmet. Wir waren die Herrscher dieser — bei den Göttern! — staubfreien Pfingstwelt.

Inzwischen nahte der Mittag. Wir befanden uns auf der großen Hauptallee. Plötzlich wird in der Ferne eine leuchtende Projektion sichtbar, Helme, Ordenssterne, graue Mäntel. Sie kommt uns entgegen. Hinter uns aber geht ein im höchsten Grade gut genährter Herr, die üppigen Glieder in einen schwarzen Gehrock geschmiegt. Jetzt trennen uns nur noch zwanzig Meter von den Glänzenden. Auf einmal bekommt der Herr mit dem Gehrock einen gewaltigen Stund im Rücken. Den Oberkörper parallel zum Boden gerichtet, verharrt er unbeweglich, wie hypnotisiert. Unwillkürlich bleiben wir neben dem Mann stehen und staunen über diesen merkwürdigen Anfall, der nicht weichen will und dessen Ursache wir vergebens zu ergründen suchen. Derweilen sind die vier Offiziere, die jene Projektion eröffnen, ganz nahe heran gekommen. Und nun gewahre ich — hm, ich habe doch diese Persönlichkeiten schon in der „Woche“ wiederholt gesehen! . . . „Na, alter Freund, wie geht's Ihnen denn?“ mit den Worten kommt der in der Mitte gehende Offizier auf den Gebückten zu. Jetzt erst schnellt der Mann mit dem Gehrock aus seiner tiefen Rückenbeuge empor . . . Die Erscheinung ist vorüber.

Eines habe ich zweifellos gelernt, der freundschaftliche Umgang muß bisweilen sehr schwierig sein. Ich wenigstens mußte mindestens noch einmal Turnunterricht nehmen, um auch nur zehn Prozent jener Rückenbeuge ausführen zu können. Ich muß gelegentlich den Oberbürgermeister Kirchner fragen, wie er es macht.

Auf veredetem Schiff nach Caputh, dem langgestreckten Schiffer- und Kirchendorf! Der Wind beißt uns; wie die Freiheit des Meeres weht es uns an. Schwere Wolken treiben am Horizont. Ueberall, wo wir nicht sind, regnet es.

Und nun wandern wir in den Wald am mächtigen Schwielowsee, der wie tief dunkler schäumender Wein rötlich wagt. Keine Menschenseele begegnet uns. Auf dem Gipfel des Mont Blanc ist es lebhafter. Wir sind die Könige dieser Pfingsten!

Weiter am See entlang. Die Sonne spielt mit den Wolken. Auf der weiten Wasserfläche kein Segel. Die verkrüppelten Kiefern an den sanften Hängen der hügeligen Ebene dunkeln gespenstisch in das Treiben der huschenden Sonnenblide, Dörfer in Blüten versteckt. Goldgelb brennen weite Inseln des jung sprossenden Schiffs aus der dunklen Flut hervor. Ueberallhin begleitet uns die stumme graue Mühle dort oben auf der Höhe zwischen den Wassern. Drüber rollt ein Gewitter. Da wo wir nicht sind, gewittert es. Wir laufen den sämtlichen Niederschlägen aus dem Wege, und mitten hinein in die Aufklärungen.

In der Abenddämmerung sind wir nach Werder gelangt. Auch hier ist's seltsam still. Nichts mehr von der lärmenden Ausgelassenheit der „Blütenfaison“. Zwar die süßen Kirchen sind verblüht, braun, schlaff hängen die gerunzelten Keschblätter herab, fruchtlos zumeist, wie es scheint; der überreiche Blütenregen hat getrogen. Aber das mattgrüne Weiß der sauren Kirchen hüllt noch die gelben Hügel und purpurn Knospen die Apfelbäume.

Wie wir beim Mondenschein nächtig auf den sandigen Blütenwegen über die Höfen zum Bahnhofs gehen, rede ich zur Verwunderung der Weinen — Papa ist aber ulkig, behauptet das Mädchen — in fremden, feurigen Pfingstungen: ich spreche ausschließlich in Versen, in gut gebauten, schwungvollen Versen eignen Gewächses.

Meine Frau erklärt die Erscheinung rucklosweise aus dem Johannisbeerwein.

Und war doch nur die Freude über die neue Erkenntnis: die schönsten Pfingstausflüge sind es, die man bei schlechtem Wetter wagt! —
Joc.

Kleines Feuilleton.

— Der Name „Berlin“ hat schon zahlreiche Erklärungen gefunden, ohne daß man bisher zu einem Abschluß der Untersuchungen gelangt wäre. Neuerdings hat Gay in „Gerings Archiv“ eine Arbeit veröffentlicht, in der nachgewiesen wird, daß Berlin ursprünglich nicht schlechtweg Berlin, sondern „to dem Berlin“ (zu dem Berlin) hieß. Den Namen Berlin, Barlin oder Berlinchen führen noch neun andre Ortschaften. Alle diese an Flüssen liegenden Orte haben ihre Benennung von dem altslawischen männlichen Hauptwort *berleni*, d. h. der Wasserrechen, Floßholzfang — ein Vallengeriß, das quer über das Wasser gebaut, zum Auffangen des Floßholzes diente. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß das alte Dorf Berlin der auch noch heutzutage auf der Spree stark betriebenen Floßhöherei seine Entstehung verdankt, und auf diesen Umstand wird die Benennung von Gay zurückgeführt. Eine andre Erklärung des Namens Berlin ist von dem wendischen Sprachforscher Professor Fuhl, dem Verfasser des oberlausitz-wendischen Wörterbuchs, veröffentlicht worden. Mit Rücksicht auf die früheren geographisch-politischen Verhältnisse von Berlin erklärt er, daß Berlin ursprünglich nur ein Anhängsel zu Cöln gebildet habe. Der Stadtrat von Cöln zeichnete zugleich als der Rat „tom Berlin“. Der Stadtrat von Cöln war der Herr des gegenüberliegenden Werders, der noch vor 200 Jahren der Flederwerder genannt worden ist, was auf einen Weideplatz der Gänse hindeutet. Der Herr, die Herrschaft hieß aber bei den Wenden der *Marl wladar*, herrschaftlich hieß *wladari*. Der aus zwei Sprachen gemischte Flederwerder heißt also so viel wie herrschaftlicher Werder, der dem Räte zu Cöln gehörende Werder. Hinter dem Werder lag Wald, der später geschlagen und zu Acker und Weide gemacht wurde. Der Acker heißt wendisch *rola*; ein für künftige Weide ungearbeitetes Stück Waldland heißt aber *parola*. Der *parola* war also der Ort auf der *parola* der Ortschaft Cöln. Es wird demnach allgemein angenommen, daß Berlin ein slawischer Name ist, nicht aber die slawische Form eines deutschen Wortes.

— „Preßprozesse“ im alten Nürnberg. Wir lesen in der „Fränkischen Tagespost“: „Im Jahre 1708 hatte ein Dr. med. Stahl mehrere „Schmäh- und Lästerchriften“ herausgegeben, worinnen, wie der Chronist schreibt, er einen hochedlen Rat und einige Privatpersonen, namentlich Herrn Christoph Fürer (Angehörigen eines alten Patriziergeschlechtes) ehrenrührig angegriffen und die von ihm an vielen Orten waren verbreitet worden.“ Der Vermessene wurde festgenommen und auf den Turm Luginsland in Gewahrjam gebracht. Dort saß er 38 Wochen, und am 15. März 1709 wurde ihm endlich der Prozeß gemacht. Die konfiszirten Schriften wurden, nachdem der „Löwe“ (Gehilfe des Scharfrichters) „angetrommelt“ hatte, vor dem Rathause, bei dem Pranger, auf einem Schafott von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt. Dabei las man vom Rathaus herab, daß, wer von hiesigen Bürgern, Schatzverwandten, Unterthanen und deren Angehörigen ein oder mehrere Exemplare in Händen hätte, solche innerhalb acht Tagen, bei Vermeidung schwerer Strafe, in die Kanzlei liefern sollte. Gedachter Stahl wurde frei von dem Turm Luginsland auf das Rathaus in das sogenannte Barbierstüblein gebracht, und von da um 10 Uhr in die Sternstube geführt, woselbst die Herren Schöppen versammelt gewesen. Er ging ganz frei und lähn hinein, machte seine Reverenzen und besorgte sich keines Nebels, ungeachtet viel Hundert Leut auf dem Gang und in der Sternstube waren. Als ihm aber der Heuter an die Seite gestellt wurde, wollte er anfangen zu protestieren, es wurde ihm aber Stillschweigen auferlegt. Darauf hielt ihm Herr Georg Christoph Areß seine ehrenrührigen, von ihm gemachten Schmäh- und Lästerchriften vor und befahl ihm zugleich, solche öffentlich zu widerrufen, mit Bedrohung, wosfern er nicht alle Worte nachspräche, solche der Scharfrichter nachsprechen, ihn aber zuvor auf das Maul schlagen solle.“ Das wirkte, Dr. Stahl widerrief, und es wurde ihm darauf das Urteil verkündet, daß er zur Strafe „aus Gnaden“ lebenslänglich auf dem Turm Luginsland bleiben sollte.

Ein anderer Preßprozeß wegen Beleidigung des Rates spielte sich im Jahre 1734 ab und wurde nicht minder summarisch erledigt. Ein Schreiber, ein Kupferstecher und ein Kupferdrucker hatten Pasquille gegen die Obrigkeit gemacht. Am 11. Februar wurden vor dem Rathause zwei Schafotts aufgerichtet. Auf dem einen standen die drei Sünder, „und haben da müssen stehen bleiben, bis der Scharfrichter auf dem andren Schafotti die Pasquill verbrannt hatte, hernach sind sie ins Zuchthaus kommen.“

— Ueber den Wüßerschnee (Nieve penitente) finden wir eine Abhandlung von Rudolf Hauthal (Veröffentl. des deutschen akademischen Vereins zu Buenos Aires). Er stellt den Wüßerschnee als eine besondere Erscheinungsform des Eises dar, als eine Südamerika eigentümliche Erscheinung. Wenn auch nicht einzufehen ist, warum unter gleichen Bedingungen das Eis nicht gleiche Erscheinungsformen annehmen sollte, so betont Hauthal doch, daß alle

die Schilderungen, welche er von außeramerikanischen Vorkommen von Wüßerschnee gelesen habe, sich nicht auf diesen beziehen lassen, sondern auf eine andre Erscheinungsform, welche die Oberfläche von Eissfeldern unter gewissen Bedingungen annimmt, die Starrenform, hündentend. Die beste Schilderung des Wüßerschnees giebt Giffeltdt: Man glaubt alle nur denkbaren Formen gesehen zu haben, und dann erscheinen plötzlich ganz neue: Figur reiht sich an Figur, jede hoch und stark auferichtet, übermenschlich groß, eine jede von ihren Nachbarn verschieden, und alle schneien, versteinerten Sändern gleich, auf ein erstöndes Häubervort zu harren. Den phantastischen Unregelmäßigkeiten dieser tausendfältigen Formen dient die regelmäßige Anordnung zu gradlinigen, parallelen Bahnen als Folie, als der Ausdruck, daß ein gemeinsames Gesetz sie alle bindet. Man muß diese Kerzenselder nachts im bleichen Mondlicht gesehen haben, besonders solche Felder, bei welchen der Schnee in allen Furchen und zwischen den Figuren ganz weggeschmolzen ist, so daß letztere nun isoliert und weith aus dem schwarzen, vulkanischen Boden aufragten. Die Eigentümlichkeit des Wüßerschnees besteht darin, daß 1,5 bis 2,5 Meter hohe Eissfiguren zu den abenteuerlichsten Formen ausgestaltet, in parallelen Reihen geordnet wie ein Regiment Soldaten dastehen; es sind nicht lange, parallele Eisslämme, es sind isolierte Figuren, die höchstens an ihrer Basis durch niedrigere Eisswülste verbunden sind. Die Formen sind niemals cylindrisch, niemals Säulen, auch nicht Kegele, sondern vielmehr Pyramiden, deren Grundriß oft stark in die Länge gezogen erscheint, und zwar stets in der Richtung der parallelen Reihen, in welchen sie angeordnet sind. Worauf diese ganz eigenartige Weise des gefälligen Auftretens der verschiedenen Ausbildungsformen beruht, wagt Gantbal nicht zu entscheiden. Jedenfalls führt aber der Wüßerschnee seinen Namen mit Unrecht, er besteht niemals aus Schnee, sondern aus Eis. Dasselbe, allerdings aus Schnee durch Einwirkung der wiedergefrierenden Schmelzwässer entstanden, ist nicht von körniger Beschaffenheit, wie sie für das eigentliche Gletschereis so charakteristisch ist, sondern nähert sich in seiner Beschaffenheit dem Hocheis. Es besteht aus einzelnen Lagen eines blasenfreien, hellen, durchsichtigen Eises, das beim Aufschlagen in scharfkantige Stücke zersplittert, und aus einem weiplich trüben, blasenreichen Eise, die regelmäßig geschichtet erscheinen. Der Wüßerschnee findet sich nur in einer Höhe von 3500 bis 5000 Meter in dem Gebirgssystem der südamerikanischen Cordilleren und stets nur auf der Ostseite der Bergtaulen oder auf den östlichen Abdachungen der Paghöhen; es ist die durch die Richtung der am stärksten wirkenden Sonnenstrahlen bedingte Insolation, welche ein Hocheisfeld zu Wüßerschnee umzuwandeln vermag. — („Globe.“)

Theater.

Neues kgl. Opernhaus (Kroll). „Das vierte Gebot“. Volkstüdt von Anzengruber. — Es ist ein merkwürdiges Gemisch dichterisch-bildender Kraft und melodramatischer Gewaltthätigkeit in diesen Werken. Der Poet schafft eine Reihe klargestalteter, typischer Gestalten und in der Handlung, die er erfundet, vollzieht sich ja am Ende nur das Schicksal, das in den Charakteren selbst angelegt ist. Daß die verwilderten Scholanten, Eltern wie Kinder, untergehen, daß die Zwangshebe, in welche die wohlhabigen Gutteners ihre Tochter mit Gewalt hineintreiben, in Jammer und Leid sich auflöst, ist nicht Willkür, sondern Notwendigkeit. Die Thaten dieser Eltern müssen den Kindern zum Fluch werden. Das vierte Gebot, welches dem kindlichen Willen, in gehorsamer Unterwerfung Vater und Mutter zu ehren, vorschreibt, klingt, angewandt auf solche Verhältnisse, wie Spott und Hohn. Nicht Gehorsam, nur Widerstand, Kampf und Aufschreie könnte hier Rettung bringen. Die Mannigfaltigkeit des Lebens läßt auf diesem, so wenig wie auf irgend einem andern Gebiete Gesetze, die mit dem Anspruch uneingeschränkter Giltigkeit auftreten, zu. Aber so notwendig der Untergang der Personen und so klar überzeugend jene Wahrheit ist, die Art, wie Anzengruber das in dem engen Bühnenrahmen vorzuführen sucht, hat allzuviel offen zu Tage liegende Absichtlichkeit, um voll zu wirken. In den Einzelheiten scheint er bei seinem Bestreben, nur rasch vorwärts zu kommen, zuweilen auch vor den gewagtesten Zwangsmitteln nicht zurück. Mit welcher wahrhaft unbekümmerten Verachtung aller Wahrscheinlichkeiten sind z. B. die beiden in dem Drama nebeneinander herlaufenden Familiendramen in Wechselbeziehung zu einander gebracht! Wenn Hedwig, des reichen Stolzenhaller junge Frau, nach einem Jahre vor der Hausthür ihren einstgeliebten Klavierlehrer zufällig antrifft, muß sie ihn nicht nur erklären, daß sie am selben Abend ihm seine Liebesbriefe zurückbringen will, sondern sie muß das auf der Straße mit so lauter Stimme sagen, daß Scholander und Sohn, die zufällig deselben Weges wandeln, es hören können! Und damit diese den Plan dem Stolzenhaller verraten, muß es sich treffen, daß der frühere Klavierlehrer jetzt der Sergeant des jungen Scholander ist und den Haß des rachsüchtigen Vurschen auf sich gezogen hat! Solche schablonenhaften Nothbehelfe berühren um so peinlicher, je schärfer sie gegen die strohende Naturfülle, mit der Anzengruber Wiener Milieu und Charaktere in diesem Stück gemalt hat, abstecken.

Die Aufführung, an der Wiener, Prager und Münchener Schauspieler teilnahmen, wenngleich kein Meisterspiel, bot mancherlei tüchtiges und gutes. Ganz schlecht geriet nur eine Rolle, der unglückliche Klavierlehrer. Eindruckvoll und lebendig, mit dem richtigen Wiener

Kolorit, brachte Herr Arthur Bauer den prolog-frechen Stolzenhaller und Erich Schmidt den Privatier und Mustervater tatterer heraus. Herr Reuder und Frau Kohrbach waren als Gärtnerpaar in den Szenen mit dem wohlgerateten Hochwürden-Sohn von schlichter, gewinnender Einfachheit. Schmpathisch wirkte Fräulein von Mahburg vom königlichen Schauspielhause in der etwas dürftigen Rolle der Hedwig. Das Haus der Scholander im zweiten Akt hätte ich mir nicht ganz so trostlos vorgestellt. Herr Throlt, der den Alten spielte, lehrte die Verkommenheit des Trunkenboldes hier schon so stark hervor, daß eine weitere Steigerung kaum möglich war. Herr Thaller gab dem Martin ein so abstoßendes Aussehen, daß man ihm die „Geistesheit“, die er auch nach den Worten der Großmutter doch haben soll, gar nicht recht zutrauen konnte, und Fräulein Serda war eine Josepha von allzu phlegmatischer Verdrossenheit. Trotzdem, natürlich waren sie alle, ebenso wie auch des Alten würdige Hausfrau (Gisela Klein), aber es fehlte das Mildernde, jeder wenn auch noch so schwache Schein wienerischer Liebenswürdigkeit in diesem Bilde. In den späteren Akten, wo es von Stufe zu Stufe abwärts geht, wirkten Herr Throlt und Herr Thaller um vieles überzeugender. Sie hatten da ganz ausgezeichnete Momente. Und in der letzten, der großen Gefängniszene, als die Großmutter — Amalie Schönchen — wußte die stille Güte dieses Charakters überaus rührend zum Ausdruck zu bringen — den von Todesangst Gefolterten aussucht, erhob sich Thallers Spiel zu erschütternder Wucht. — at.

Humoristisches.

— Ein Mangel Bauer: „Laß' mi' aus! Mit so anez Schreibmaschin' is ma' schön ang'fihrt — net amal mei' Unterschrift: drei kreuz'ln kann s' mach'n.“

— Bedenkliches Lob. „Der Säulze ist sehr krank. Viele werden ihn bemitleiden, denn er hat in seinem Leben viel Gutes gethan!“

„Ja! Ich glaube sogar, sehr oft des Guten zu viel!“

— Rückerinnerung. Gast: „... Ja, ja, Herr Wirt, so entschwinden die Zeiten! Tag um Tag rinnt ins Meer der Ewigkeit — unfre Jugend, unfre Hoffnungen! ... Wenn ich so zurückdenke, wie dieses Tischluch noch rein war!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Dr. Karl Wessely hat in einem Papyrus neue Sprüche des kynischen Diogenes aufgefunden. Die Rolle stammt etwa aus der Zeit des Pompejus, es sind von ihr noch eine Anzahl von Kolonnen, zum Teil in leidlichem Zustande erhalten, und man findet auf den vergrübelten Blättern wichtige Neuigkeiten, zum Beispiel die Geschichte von Diogenes und den Bäckern, von Diogenes in der Barbierstube, von Diogenes mit dem Stod, von Diogenes und Menandros usw. Die ganze Rolle mag ehemals etwa 300 solche Sprüche enthalten haben. —

— Das „Bunte Theater“ wird im nächsten Jahre drei Direktoren auf einmal haben: Martin Jidel, Marcell Salzer und Oskar Straus. — Wenn nur nicht ein Börsartiger kommt und sagt, das sähe aus wie ein Spielen „auf Teilung“! —

— Das „Lödlerl von Birkenstein“, ein Volkstüdt von Hermann v. Schmid, geht als diesjährige Novität der Schliersee'r am 31. Mai im Thalia-Theater in Scene. —

— Adolf Wilbrandts Lustspiel „Der Blumen Rache“ geht am 26. Mai erstmalig im Hamburger Schauspielhause in Scene. —

— Das Züricher Corso-Theater, das vor zwei Jahren von der Saalbau-Gesellschaft gegründet wurde, ist verkauft. Die Passiva betragen annähernd zwei Millionen Frank. Hauptgläubiger sind eine Münchener und eine Pilsener Brauerei. —

— „Die Mottenburger“, die alte Berliner Gesangsposse von D. Kalisch und A. Weirauch, wird anfangs Juni im Schiller-Theater aufgeführt werden. —

— Ein großer Kongreß nordischer Naturforscher und Aerzte wird vom 7. bis 12. Juni d. J. in Helsingfors tagen. —

— Die Radieschen verlangen zu ihrem Gedeihen, besonders zur Erlangung ihres Wohlgeschmacks, einen gut geloderten sandigen Gartenboden, der zuvor nicht frisch gedüngt sein soll, aber mit gut zerfertigtem Kompost gemischt werden kann. Die Aussaat kann zeitig in das Mistbeet geschehen, später in die Kästen, in welchen die Gemüsepflanzen herangezogen werden. Zu empfehlen ist es, da nur die Keimen Radieschen den meisten Marktwert haben und den größten Wohlgeschmack besitzen, die Aussaaten in kleinen Mengen alle 8 bis 14 Tage zu machen, und zwar nach Form und Farbe mannigfache Radieschenforten. —